

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg5>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 5 (2004)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg05/058-075>

Rg **5** 2004 58–75

Michael Kempe

Untergänge Roms

Zufall, Kausalität und Emergenz als Problem der Geschichte

Abstract

The article deals with the different views of history which we can find behind the many interpretations of the fall of Rome from late antiquity to modern times. These interpretations of historians and non-historians differ in relation to the distinction between contingency and necessity. Within the dominant frame of cause and effect the question of why Rome fell remains unanswerable on principle; and thus it constitutes a phenomenon of emergence in a certain sense. However, even after rejecting theoretical frameworks of causality that question is still raised by many while any answer would only lead to further questions. After all, it seems that the end of a historical appearance remains to be unreachable or unreceivable in the same way as its beginning. Therefore, the question of why Rome fell will always be asked again as long as history and historiography last.



Untergänge Roms

Zufall, Kausalität und Emergenz als Problem der Geschichte*

»Eines der schwierigsten geschichtlichen Probleme stellt sich mit der Frage, wie der Aufstieg Roms zu erklären ist und wie sein Untergang. Das Verständnis für diese weltgeschichtlichen Vorgänge wird erleichtert, wenn man sich vergegenwärtigt, dass sie nicht eine, sondern viele Ursachen hatten. Der Untergang des Römischen Weltreiches war kein Ereignis, sondern ein Prozess, der sich über 300 Jahre erstreckte. Es gibt Nationen, die nicht so lange existiert haben, wie Rom allein brauchte, um unterzugehen.« So die bedeutungsvollen Worte aus dem Off über dem Vorspann des fast dreistündigen Hollywood-Filmes »Der Untergang des Römischen Reiches« (1963) von Anthony Mann – in den Hauptrollen Alec Guinness als Marc Aurel und Sophia Loren als dessen Tochter Lucilla (Abb. 1).¹



Abb. 1

In der Tat scheint es sich um eines der »schwierigsten« Probleme der Geschichte zu handeln, sind doch auf die Frage, wie der Untergang des Römischen Reiches zu erklären sei, seit der Spätantike bis in die Gegenwart immer wieder unterschiedliche Antworten gegeben worden. Im Folgenden geht es nicht darum, diesen Antworten eine weitere hinzuzufügen. Ebenso wenig soll die Geschichte der zahlreichen Deutungen erneut nachgezeichnet werden. Das Augenmerk gilt vielmehr der Frage, auf welches Geschichtsbild solche Interpretationen verweisen. *Referenzen* des Historikers auf den Untergang Roms, so die Annahme, referieren auf die Arbeit des Historikers, auf dessen Theorie und Methode sowie auf seine manifesten und latenten Annahmen darüber, was (historische) Realität sei. Wie wird Geschichte konstruiert? Welche Prämissen werden gesetzt, welche Erklärungsmodelle liegen zugrunde? Und: Gibt es dabei einen Fortschritt historischer Erkenntnis? Wirft man mit solchen Fragen einen Blick auf die Arbeitsweise des Historikers, so kann man hoffen zu erkennen, mit welchen Unterscheidungen er arbeitet, um damit den blinden Fleck seiner Erkenntnis auszumachen – sofern man diese Blindheit nicht als Deformation, sondern als Bedingung der Möglichkeit seines Erkennens versteht.

Mit welchen Unterscheidungen operiert wird, zeigt sich, wenn man versucht, die Deutungsgeschichte der Untergangstheorien zu rekonstruieren. Es sind Unterscheidungen, die sich aus der Leit-

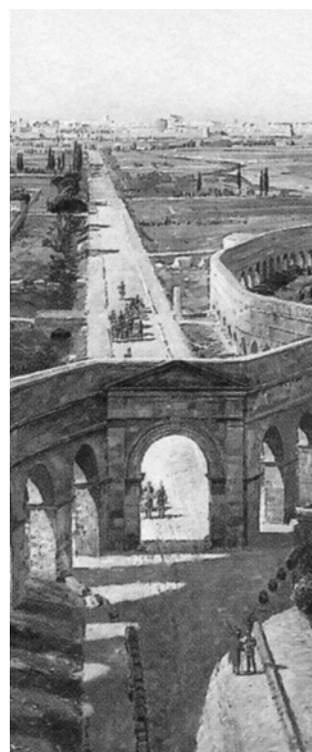
* Für muntere und anregende Diskussionen im September und November 2003 danke ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Symposions »Referenz Rom« (Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt a. M.) sowie des Brackweder Arbeitskreises für Mittelalterforschung (Bielefeld).

1 Vgl. MARTIN M. WINKLER, Cinema and the Fall of Rome, in: Transactions of the American Philological Association 125 (1995) 135–154; und MARCUS JUNKELMANN, Hollywoods Traum von Rom. »Gladiator« und die Tradition des Monumentalfilms, Mainz 2004, 166–193.

differenz von Kontingenz und Notwendigkeit ergeben. Wird der Untergang als faktisch geschehen vorausgesetzt – was lange Zeit nach der Formel vom Ewigen Rom für unmöglich galt –, dann lassen sich die Untergangsmodelle entlang dieser Differenz in einer Abfolge aufreihen, die nach der jeweils konstatierten historischen Zwangsläufigkeit abgestuft ist. Diese nach dem Grad abnehmender Notwendigkeit skalierte Reihe bringt zum Vorschein, dass es bei der Untergangsproblematik vor allem um Fragen nach der Kausalität von Geschichte geht. Kausalgeschichtliche Ansätze, das zeigt sich, herrschen vor. Zufälle, sofern sie überhaupt zugelassen sind, werden ebenfalls von dieser Logik erfasst. Eine solche umfassende Kausallogik aber lässt den Untergang des römischen Reiches zu einem Phänomen der Emergenz werden, zu einem Phänomen, das letztlich aus prinzipiellen Gründen unerklärlich bleiben muss. Der Begriff »Emergenz« wird hier in einem sehr eingeschränkten, spezifischen Sinne gebraucht, nämlich in Bezug auf kausale Erklärungsmodelle, denen sich die Frage stellt, ob sich eine historische Erscheinung auf die für ihre Entstehung oder – wie im vorliegenden Fall – für ihr Verschwinden herangezogenen Ursachen reduzieren lässt.

Untergang, Übergang, Übertragung, Umwandlung

»Ging das Römische Weltreich an Malaria zugrunde?« Das fragten sich kürzlich wieder einige Untergangsforscher, nachdem der Molekularbiologe Robert Sallares durch die DNA-Analyse von Knochenresten aus römischen Gräbern des 5. Jahrhunderts n. Chr. Spuren der Infektion mit dem aggressiven Wechselfieber-Erreger nachgewiesen hatte.² Während diese Deutung bereits im Rahmen älterer Erklärungen zu finden ist, liefert der Medienhistoriker Bernhard Siegert aus Weimar einen gänzlich neuen Ansatz.³ Obgleich Siegert vorgibt, den bisherigen Theorien keine weitere mehr hinzufügen zu wollen, behauptet er, das *imperium romanum* sei mit dem Untergang des römischen Archiv- und Postwesens als dessen metonymischen Fundaments zusammengebrochen. Solche Deutungen wie Siegerts medientheoretische Untergangsthese verlängern jedoch nur die mittlerweile fast unüberschaubare Liste der von der Spätantike bis heute genannten Gründe für den Niedergang des Römerreiches.



2 HARALD ZAUN, Ging das Römische Weltreich an Malaria zugrunde? Neues DNA-Analyseverfahren beweist Vorhandensein des aggressivsten Malariatyps im alten Rom, 5.4.2001, www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/7302/1.html (einges. am 28.5.04).

3 BERNHARD SIEGERT, Der Untergang des römischen Reiches, in: Paradoxien, Dissonanzen,

Zusammenbrüche: Situationen offener Epistemologie, hg. von HANS ULRICH GUMBRECHT u. K. LUDWIG PFEIFFER, Frankfurt a. M. 1991, 495–513.

Mehr als 200 solcher Gründe hat der Althistoriker Alexander Demandt aus über 500 Auffassungen von der Antike bis in die Moderne rubriziert.⁴ Ihm geht es zum einen um Klarheit über den Untergang Roms als einem Phänomen der Geschichte, zum anderen um die Geschichte seiner Deutung im Urteil der Nachwelt. Auf der »Urteilstebene« wird die Deutungsgeschichte der Untergangsthesen wie folgt von Demandt rekonstruiert: Heidnische wie christliche Römer glaubten an einen Fortbestand Roms, erstere weil dessen Untergang jenseits des Vorstellbaren lag, letztere weil sie mit der Auflösung des Imperiums den Anbruch des Gottesreiches erwarteten und, da das Ende der Welt ausblieb, auch das Ende Roms nicht wahrhaben wollten. Während des Mittelalters beanspruchten dann sowohl römische Päpste als auch byzantinische Kaiser und deutsche Könige, die imperiale Tradition fortzuführen. Erst die Humanisten verschoben das Ende Roms von der Zukunft in die Vergangenheit und betrachteten die Antike als eigenständige und abgeschlossene Epoche, um sie als Vorbild der eigenen Zeit gegenüberstellen zu können. Die humanistische Annahme, zyklische Kulturbewegungen seien durch Fortschritte in Bildung und Wissenschaft zu überwinden, gewann dann in der Aufklärung an Dominanz. Roms Ende wurde aus weltbürgerlicher Perspektive moralisiert und zu einer bloßen Etappe im geschichtlichen Fortschrittsprozess heruntergestuft. Mit dem 19. Jahrhundert verzweigten sich die Deutungen, so Demandt, in sechs – sich wechselseitig ablehnende – Interpretationsmuster: der Aufstieg des Christentums, Gegensätze zwischen arm und reich, erschöpfte Lebensgrundlagen, Versagen des Staates, zyklische Dekadenz und die Ausbreitung der Germanen.

»Ein Weltreich wird von äußeren Feinden erst dann besiegt, wenn es sich von innen her selbst zerstört hat.« So die Worte des Sprechers am Ende des Monumental-Films von Anthony Mann. Demandt aber wendet sich gegen die Dominanz der *endogenen* Untergangstheorien (»innere Ursache und äußerer Anlass«), betont stattdessen, die Germanen seien als ein *exogener* Faktor zu sehen: die Auflösung des Reiches gehe auf deren missglückte »Einbürgerung« zurück.⁵ Letztlich liegt Demandts Ansatz die Annahme zugrunde, Wissen und Wertung, Fakten und Urteil ließen sich klar voneinander trennen. Für die »Faktenebene« diagnostiziert der Althistoriker einen kumulativen Erkenntnisfortschritt, für die »Urteilstebene« dagegen nur unter der Voraussetzung, kritische

4 ALEXANDER DEMANDT, Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt, München 1984.

5 DEMANDT, Der Fall Roms (Fn. 4) 595.

Reflexion, wie sie auf der »Faktenebene« bereits üblich sei, werde auch auf die Ebene der Urteile übertragen.

Wie problematisch dies ist, wird deutlich, wenn man historisches Erkennen als Beobachtungsvorgänge auf unterschiedlichen Ebenen zu beobachten beginnt.⁶ Zeigt sich so, dass Beobachter und beobachteter Gegenstand im Vorgang der Beobachtung miteinander verbunden sind, so wird die von Demandt postulierte Trennung von Wissen und Wertung, von Fakten und Urteilen in Frage gestellt. Denn sowohl das Sammeln historischer »Fakten« als auch das Sammeln historiographischer »Urteile« sind beides gleichursprüngliche Beobachtungsvorgänge – nur auf unterschiedlichen Ebenen. Und auf beiden Niveaus durchdringen sich jeweils das Beobachtete und der Beobachter, für beide Betrachtungsebenen gilt das zirkuläre Verhältnis zwischen den zwei Enden des Erkennens. Die Perspektivität *aller* Beobachtung, auch derjenigen von Reflexionsebenen aus, verhindert auf der Fakten- wie auch auf der Urteilebene einen *kumulativen* Erkenntnisfortschritt.⁷

Die Rekonstruktion der Interpretationsgeschichte, wie sie Demandt skizziert hat, zeigt, dass die Deutungen des Falls Roms dessen Bedeutung für das Geschichtsbild der jeweiligen Deutung entsprechen. War die Auflösung des Reiches für die Zeitgenossen noch vorrangig ein heilsgeschichtliches Problem, da sowohl das alte *Roma aeterna*-Konzept wie auch die christliche Katechon-Lehre einen Untergang eigentlich ausschlossen, so diente sie im Mittelalter als Ausgangspunkt politischer Legitimation im Rahmen der *translatio imperii*-Modelle. In den Kulturkreislehren und Dekadenztheorien dagegen wurde der Niedergang des Imperiums zum moralischen Exempel und Sittenspiegel der eigenen Zeit, im Ruinendiskurs der Klassik seit Piranesi zur ästhetischen Signatur einer unwiederherstellbaren, vergangenen Epoche.

Obwohl immer wieder die Daten 410 (Plünderung Roms) und 476 (Absetzung des Romulus Augustulus durch Odoaker) genannt werden, erklärt sich der Untergang zumeist nicht allein mit einzelnen Ereignissen, sondern wird als langwieriger, Jahrhunderte dauernder Vorgang beschrieben. Seit Edward Gibbons »History of the Decline and Fall of the Roman Empire« (1776 ff.) ist das Begriffspaar »Verfall und Untergang« zur festen, später topologischen Niedergangsformel geworden, die diesen Prozess bezeichnen soll. Dabei umfasst die Formel in vielen Fällen eine janusköpfige Semantik. So steht Untergang in den kulturmorphologischen Theo-

6 Das hier aufgerufene Beobachtermodell ist wissenschaftsgeschichtlich vor allem auf Niklas Luhmann zurückzuführen, es scheint aber nicht, das deutet Luhmann selbst an, auf systemtheoretische Ausformulierungen angewiesen zu sein: NIKLAS LUHMANN, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, 15, Anm. 15.

7 Daran ändert auch nichts, wenn man wie DEMANDT, *Der Fall*

Roms (Fn. 4) 610 f., Anm. 5, Fremdbeobachtung als Selbstkritik nimmt, um auf die »Tönung der eigenen Brille« hinzuweisen.

rien eben auch für Übergang und Neuschöpfung, während umgekehrt im Werden bereits der Keim des Vergehens stecke.

Römische Geschichte wurde so zum Archetyp für ein universales Zeitmodell der Zivilisationen, in dem Linearität und Zyklizität spiralförmig miteinander verbunden sind. Ein solches Modell zeigt die monumentale Bilderfolge »The Course of Empire« (1834–36) von Thomas Cole. Fünf Ölbilder rücken den Verlauf des Aufstiegs und Falls von Imperien in einen doppelten Rahmen natürlicher Zeitzyklen, den der Tages- und Jahreszeiten:⁸ »The Savage State« (Abb. 2) vollzieht sich im Sujet des Sonnenaufgangs im Frühling; Hirschjäger symbolisieren den Anfang des Imperiums als Herrschaft über Natur und Tierwelt. Danach erscheint »The Pastoral or Arcadian State« (Abb. 3) im warmen Vormittagslicht der frühen Sommersonne. Anschließend folgt die Blütezeit des Imperiums, »The Consummation of Empire« (Abb. 4). Unter dem blauen Himmel am Mittag eines Frühherbsttages erstrahlt eine blühende, reiche antike Stadt nach dem Vorbild Roms. Das nächste Bild, »The Vicious State, or State of Destruction« (Abb. 5) zeigt den gewaltsamen Untergang der Stadt, begleitet von schwarzen Wolken und wilden, das Meer aufpeitschenden Herbststürmen. Die letzte Szene schließlich, »The Scene of Desolation« (Abb. 6), spielt vor dem Hintergrund einer gerade untergegangenen Wintersonne und im Zwielflicht eines Abendmondes, der matt die Tempel- und Säulenreste erleuchtet, die wieder von der Natur zurückerobert werden. Vor den Tempelruinen befinden sich zwei Hirsche, und ihre Darstellung deutet an, dass der »Course of Empire« wieder von neuem beginnen wird, mit den nächsten Hirschjägern im nächsten Frühling.

Wem Roms Ende nicht gleichgültig war, hielt seinen Untergang nicht für endgültig. *Imitatio, renovatio*, Byzanz als zweites Rom, Moskau als drittes – *Referenzen* der Wiederholung, der Verdoppelung des römischen Imperiums ziehen sich als politische Obsession durch das Mittelalter und die frühe Neuzeit, von der Französischen Revolution bis heute. Peter Sloterdijk zählt die Denkfigur der *translatio* zur »Mythomotorik« Europas, das sich erst in ein post-imperiales »Reich« der Mitte verwandeln werde, wenn es den über tausendjährigen Verwandlungsreigen europäischer Imperien überwunden habe.⁹ Die Weitergabe der von den Griechen übernommenen Kultur an das Mittelalter über das untergegangene Imperium hinaus ist für Rémi Brague das Kennzeichen des »Römischen« als

8 Vgl. Thomas Cole's prose description of the series, reprinted in: *American Monthly Magazine* 2 (1836) 513 f., zit. ELLWOOD C. PARRY, *The Art of Thomas Cole, Ambition and Imagination*, Cranberry 1988, 156, 159, 168, 181, 184.

9 PETER SLOTERDIJK, *Falls Europa erwacht. Gedanken zum Programm einer Weltmacht am Ende des Zeitalters ihrer politischen Absence* (1994), Frankfurt a. M. 2002.



Abb. 2.

Teil einer »exzentrischen Identität« Europas.¹⁰ »Das *Imperium*«, schreibt Manfred Schneider, »ist nur von der Landkarte in die Bücher gewandert. Unzählige Male schreiben sie [die Historiker] die Erzählung vom Untergang Roms und seiner Ursachen nach. (...) Das ewige Rom ist die Ewigkeit der Interpretationen, die Roms Untergang erklären.«¹¹ Zustände wie im alten Rom! Patrick Bahnners erinnert daran, dass Europäern wie Amerikanern bis heute dieser Ausruf wie selbstverständlich über die Lippen geht. Das süße, schleichende Gift von Luxus und Reichtum. »An den unabwendbaren Untergang der Zivilisation erinnert sich unsere Zivilisation, die sich im Akt dieser Erinnerung als lateinische erkennt.«¹²

Längst ist Gibbons starres Modell verfeinert worden, statt von Untergang spricht Lynn White von der »Transformation of the Roman World«,¹³ eine Formel, die 1993 zum Titel eines Projektes der »European Science Foundation« wurde. Zur politikgeschichtlichen Betrachtung sind rechtsgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche, sozial- und kulturgeschichtliche, ethnographiegeschichtliche, historisch-anthropologische Blickwinkel hinzugetreten. Je nach Perspektive verschiebt sich der Akzent der Betrachtung auf Kontinuitäten (z. B. lateinische Schrift, christliche Religion, regionale Verwaltungsstrukturen) oder Wandel (z. B. die Wanderungen germanischer *gentes*) oder das Verhältnis beider Momente (beispielsweise im Vergleich der unterschiedlichen Geschichte Ostroms und Westroms).

Was einst ein bloßer Vorgang der Auflösung war, der politische Zusammenbruch eines Reiches, ist jetzt ein vielschichtiger Umwandlungsprozess geworden. Das ehemals düstere Bild erscheint nun in helleren Farben. Das Ende des Römischen Reiches habe mehr und Erfreulicherer zu bieten gehabt als Niedergang und Verfall.¹⁴ Doch geblieben ist in den differenzierter gewordenen Vorstellungen von transformatorischen Vorgängen – neben Dauer, Wandel und Neubeginn – eben auch und immer noch ein Moment des Untergangs, des Verschwindens von etwas, das im 3. Jahrhundert noch da war, aber nicht mehr im 6. Jahrhundert. Wie immer man dieses Verschwinden bezeichnen mag, für den damit ausgewiesenen Gegenstandsbereich wird unterstellt, dass er Gründe habe, dass man ihn erklären könne, dass er auf *Ursachen* zurückzuführen sei.



Abb. 3

10 RÉMI BRAGUE, Europa. Eine exzentrische Identität (1992), Frankfurt a. M., New York 1993.

11 MANFRED SCHNEIDER, Der Barbar: Endzeitstimmung und Kulturrecycling, München, Wien 1997, 43, 47.

12 PATRICK BAHNERS, Die Trabantenstadt. Alle Umwege führen nach Byzanz: Pocock kommentiert Gibbon (Rezension zu: J. G. A. PO-COCK, Barbarism and Religion: The First Decline and Fall, Cambridge 2003), in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8.3.2004, 38.

13 The Transformation of the Roman World. Gibbon's Problem after Two Centuries, hg. von LYNN WHITE, Berkeley, Los Angeles 1966.

14 Vgl. WALTER GOFFART, Rome's Fall and After, London, Ronceverte 1989, Preface, unpag.: »Like others, I am preoccupied by the conviction that the late Roman Empire (in the West) did something more edifying than ›fall‹ ...«

Erklärungsmodelle des Untergangs

»Doch die Reise von Asterix und Obelix hat noch tiefgreifende und unerwartete Folgen: Die Römer, die jetzt ein Mittel gegen die üblen Nachwirkungen übermäßigen Alkoholgenusses haben, ergeben sich nun erst recht dem Trunk, Ursache ihrer Dekadenz und des Zusammenbruchs ihres Reiches.« Das meinen Albert Uderzo und René Goscinny über die Abenteuer ihrer Comic-Helden in »Die Lorbeeren des Cäsar« (1972/74) und spielen damit auf einen populären Untergangsgrund an. Die Suche nach solchen Gründen führte seit der Antike bis heute nicht nur zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen, sondern brachte auch unterschiedliche Kausalkonzepte zutage, die sich in graduellem Abstieg von historischer Notwendigkeit zu historischer Kontingenz aufreihen lassen. Im Wesentlichen lassen sich dabei fünf Typen unterscheiden. Erstens, das Modell *teleologischer Notwendigkeit*. Dieses Modell findet sich insbesondere in allen geschichtsphilosophischen Entwürfen, die Roms Ende als notwendigen Schritt zur Erreichung bestimmter Geschichtsziele definieren, sei es, um das Christentum zu verbreiten, die Sklavengesellschaft zu beseitigen oder ein modernes Europa zu entwickeln. Prototypisch wäre hier Gottfried Wilhelm Hegel zu nennen, der den Fall Roms als notwendiges Stadium der Historie zur Entfaltung des Weltgeistes deutete, dabei in der philosophischen Geschichtsbetrachtung keine andere Absicht sah, als das Zufällige zu entfernen. Aus einer höheren Perspektive erweist sich für Hegel auch das scheinbar zufällige Geschehen als geschichtlich notwendig.¹⁵

Das zweite Modell der *kausalen Notwendigkeit* postuliert Notwendigkeit nicht auf ein Ziel hin, sondern auf Voraussetzungen, die als unabdingbar und schicksalhaft gelten. Darunter fallen zum Beispiel alle weltgeschichtlichen Modelle der zyklischen Wiederkehr, wie etwa die Kulturkreislehren von Oswald Spengler, Ferdinand Lot und Alfred Weber. Manche gingen mit ihrem Versuch, im Anfang schon das Ende aufspüren zu wollen soweit, sogar zu behaupten, der Untergang des Imperiums habe bereits vor dessen Entstehung festgestanden. Für Arnold J. Toynbee war das Schicksal des römischen Reiches schon mit dem Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta besiegelt, vier Jahrhunderte, bevor das Reich überhaupt entstanden war: »For this empire was already doomed before it was established. It was doomed because



Abb. 4, linke Bildhälfte
(Ausschnitt)

15 Vgl. GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (1822–1831), Sämtliche Werke Bd. 11, Stuttgart 1961, 361–436.

its establishment was nothing but a rally which could delay, but not permanently arrest, the already irretrievable ruin of a Hellenic Society which the Roman Empire temporarily embodied.«¹⁶

Eine Sonderstellung nimmt das Modell *kausaler Semi-Notwendigkeit* ein. Polybios nennt im sechsten Buch seines Geschichtswerkes aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert zwei Arten des Unterganges von Staaten; die äußere Ursache des Ruins sei schwer vorauszusehen, während der innere Ruin mit immanenter Notwendigkeit geschehe.¹⁷ Nach einem solchen Erklärungsschema explizierte Edward Gibbon den Fall des römischen Imperiums: »Der Niedergang Roms aber war die natürliche und unausweichliche Folge seiner übermäßigen Größe. Der Reichtum förderte den unumgänglichen Verfall, die Ursachen der Zerstörung vermehrten sich mit den ausgreifenden Eroberungen, und sobald die Zeit oder der Zufall die kunstvollen Stützen beseitigt hatte, brach der gewaltige Bau unter dem Druck seiner eigenen Last zusammen. Die Geschichte seines Einsturzes ist einfach und ganz offensichtlich, und statt zu fragen, warum das Römische Reich zerstört wurde, sollten wir vielmehr darüber erstaunt sein, dass es so lange bestanden hat.«¹⁸

Der Zufall wird hier marginalisiert als akzidentielle Ursache eines ansonsten mit innerer Notwendigkeit verlaufenden Prozesses, verursacht durch die »übermäßige Größe« (»immoderate greatness«) des Reiches. Gibbons Erstaunen über den langen Bestand des römischen Reiches gibt zwar Raum für geschichtliche Kontingenzen (und ihm die Möglichkeit, darüber ein mehrbändiges Werk zu schreiben), doch wird ihnen letztlich keine besondere Bedeutung beigemessen, weil sie nur die Zeit des notwendig Kommenden verkürzen oder verlängern, das Kommende selbst aber nicht beeinflussen können, da es eben *per definitionem* notwendig ist. Gibbons Denkfigur der unvermeidlichen Dialektik von Expansion und Destruktion hat bis heute nicht an Reiz verloren. Sie schwingt noch mit, wenn Antonio Negri und Michael Hardt in ihrem Bestseller »Empire« vom »imperialen Paradoxon« sprechen und damit die Dialektik von expansiver Freiheit und freiheitsaufhebender Expansion meinen.¹⁹

Im vierten Modell, dem Modell des *Kausaldeterminismus*, besitzt der Untergang keine innere, gesetzesmäßige Notwendigkeit, sondern nur eine Notwendigkeit relativ zu einer oder mehreren bestimmten Ursachen. Die Theorien endogener oder exogener



Abb. 4, rechte Bildhälfte (Ausschnitt)

16 ARNOLD J. TOYNBEE, *A Study of History* (1939), Bd. 4, London u. a. 1956, 61.

17 POLYBIOS, 6, 57, 1–2 (*The Histories*, Bd. 3, Cambridge, Mass., London 1979, 397).

18 EDWARD GIBBON, *Verfall und Untergang des römischen Imperiums*, Aus dem Engl. von Michael Walter, 6 Bde., München 2003, Bd. 5, 320 (*Allgemeine Betrachtungen über den Untergang des*

Römischen Reiches im Westen). Im englischen Original: »But the decline of Rome was the natural and inevitable effect of immoderate greatness. Prosperity ripened the principle of decay; the causes of destruction multiplied with the extent of conquest; and as soon as time or accident had removed the artificial supports, the stupendous fabric yielded to the pressure of its own weight. The story of its ruin is

simple and obvious; and, instead of inquiring why the Roman empire was destroyed, we should rather be surprised that it had subsisted so long.« *Decline and Fall of the Empire*, ed. JOHN BAGNELL BURY, Vol. 4, 1898, 161.

19 MICHAEL HARDT u. ANTONIO NEGRI, *Empire. Die Neue Weltordnung* (2000), Frankfurt a. M. 2003.

Verursachung – je nachdem, ob die entscheidenden Ursachen innerhalb oder außerhalb des Reiches angesiedelt werden – lassen sich in *monokausale* und *multikausale* einteilen. Letztere gehen von mehreren oder einem Bündel an Ursachen aus, erstere, wenn nicht von einer einzigen, so doch wenigstens von einer *Hauptursache*. Für Vico war eine solche Hauptursache das Rechtswesen, für Montesquieu die Dekadenz, für Momigliano das Christentum, für Boak war es der Menschenmangel, für Rostovtzeff die Nivellierung der Eliten und für Max Weber erst der ökonomische Verfall, später dann die Bürokratie. Für die soziologische Evolutionstheorie Talcott Parsons' war es die Diskrepanz zwischen dem fortgeschrittenen Gesellschaftssystem der Römer, das auf einer intermediären Stufe zwischen primitiver und moderner Gesellschaft stand, sowie der mangelnden Integration und kulturellen Identität der Bevölkerung.²⁰

Ist von allgemeinen Ursachen die Rede, wird nicht selten hierunter auch der Zufall subsumiert, wie etwa bei Montesquieu: »Nicht der Zufall beherrscht die Welt. Man möge nur die Römer befragen, die ununterbrochen Eroberungen gemacht hatten, solange sie nach einem bestimmten Plane vorgingen, und dauernd Rückschläge erlitten, als sie nach einem anderen Plane verfuhrten. Es gibt allgemeine Ursachen, die teils moralischer, teils physischer Natur sind und die in jeder Monarchie wirken, die sie emporheben, erhalten oder stürzen. Alle Geschehnisse stehen unter dem Gesetz dieser Ursachen. Und wenn der Zufall einer Schlacht, und das heißt: eine besondere Ursache, einen Staat zugrunde gerichtet hat, so gibt es doch eine allgemeinere Ursache, die bewirkte, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht zugrunde gehen mußte.«²¹ Bei den *Multikausalisten* spielt dagegen nicht nur die Mehrzahl der Ursachen eine Rolle, sondern auch deren Verhältnis untereinander. Aus einer breit angelegten Untersuchung möglicher Untergangsfaktoren gewann Arnold Hugh Martin Jones 1955 die Vorstellung eines ganzen Geflechts von Wechselwirkungen, einer Verzahnung innerer und äußerer Faktoren, die einen Teufelskreis ergaben, an dem das Imperium schließlich zerbrochen sei.²²

Das fünfte Modell ist das *Kontingenzmodell*. Es findet sich 1923 bei John Bagnell Bury, der allgemeine Ursachen grundsätzlich ablehnt und den Zusammenbruch der römischen Macht im Westen auf eine Serie zufälliger Ereignisse zurückführt: »The gradual collapse of the Roman power in this section of the Empire was

20 TALCOTT PARSONS, *Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven* (1966), 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1986, 137–148.

21 MONTESQUIEU, *Größe und Niedergang Roms. Mit den Randbemerkungen Friedrich des Großen* (1734), übers. u. hg. v. LOTHAR SCHUCKERT, Frankfurt a. M. 1980, (Kap. XVIII) 122.

22 ARNOLD HUGH MARTIN JONES, *The Decline and Fall of the Roman*

Empire, in: *History* 40 (1955) 209–226.

the consequence of *a series of contingent events*. No general causes can be assigned that made it inevitable.«²³ Zu dieser Zufallskette zählte Bury erstens den Einfall der Hunnen, zweitens den selbstverschuldeten Untergang von Kaiser Valens, drittens Theodosius' frühen Tod und viertens das Fehlen einer krisenfesten Nachfolgeregelung.²⁴ Zufall meint hier nicht – wie etwa in der Quantenphysik – etwas Unverursachtes bzw. eine unumgrenzbare Ursächlichkeit, sondern bezieht sich auf die Perspektive der Betrachtung, in diesem Fall: des römischen Reiches.

Der erste und der vierte Zufall seien, so Bury, allein abhängig von Ursachen, die mit dem Imperium selbst nichts zu tun hätten. Bury spricht daher von einer Kollision voneinander unabhängiger kausaler Ketten. Im Rahmen des *Kontingenzmodells* sind Zufälle also auch nichts anderes als Ursachen, eben nur solche, die unerwartet aus anderen Kausalzusammenhängen stammen. Edward Hallett Carr sieht hierin ein tatsächlich gravierendes Problem der Geschichtsschreibung: »Wie kann man in der Geschichte eine zusammenhängende Kette von Ursache und Wirkung entdecken, wie können wir in der Geschichte irgendeinen Sinn sehen, wenn die von uns ins Auge gefaßte Kette möglicherweise zu jedem beliebigen Zeitpunkt von einer anderen, für unsere Auffassung irrelevanten, gebrochen oder abgebrochen werden kann?«²⁵

Wie sehr das historiographische Denken von der Vorstellung solcher Kausalketten geprägt ist, zeigt Demandts Buch »Ungeschehene Geschichte«, in dem die Frage aufgeworfen wird: Was wäre geschehen, wenn die Römer im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. gesiegt und die Elbgrenze gehalten hätten? Demandts Antwort: Die Germanen wären romanisiert worden. Und: »Hätten die Germanen sich integrieren lassen, so hätte sich die *Translatio Imperii* erübrigt und der Übergang ins Mittelalter wäre ohne die Katastrophen der Völkerwanderung vor sich gegangen. Die verschiedenen Erneuerungen des Kaisertums, die zahlreichen Renaissance und Humanismen der europäischen Geschichte, die Rezeption des römischen Rechts und der periodische Klassizismus – all das waren nachträgliche Versuche, den Untergang Roms ungeschehen zu machen. Sie hätten sich erübrigt.«²⁶ Die Antike dauerte bis heute, Europa wäre römisch geworden.

In Demandts kontrafaktischer Historie werden ungeschehene Möglichkeiten nicht auf eine offene Geschichte hin gedacht, sondern zu einer neuen linearen Kausalkette verbunden, die den wei-

23 JOHN BAGNELL BURY, *History of the Late Roman Empire. From the death of Theodosius I. to the death of Justinian (A.D. 395 to A.D. 565)*, 2 Vols., Vol. 1, London 1923, 311 (Hervorhebungen im Orig.).

24 BURY, *History* (Fn. 23), Vol. 1, 311 f.

25 EDWARD HALLET CARR, *Was ist Geschichte?*, 6. Aufl. Stuttgart u. a. 1981, 97.

26 ALEXANDER DEMANDT, *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?*, 2. verb. Aufl. Göttingen 1986, 81 f.

teren Verlauf der Dinge quasi notwendig in eine Richtung bewegen lassen – so als ob der Möglichkeitsraum der Geschichte nur aus unterschiedlichen Ursache-Wirkung-Linien bestünde, so als ob Geschichte wie durch eine Weiche auf ein anderes Gleis gesetzt werden könnte. Indem Möglichen, aber nicht Notwendiges, also Kontingentes, in eine alternative Kausalkette gebracht wird, formen sich Virtualitäten, Possibilitäten zu neuen Determinanten, was freilich nicht selten einen Hintersinn hat: »What if JFK hadn't been killed?« wird schnell zu »If only JFK hadn't been killed, we wouldn't have gotten into that terrible Vietnam war.«²⁷

Letztlich hebt also auch ein solches Eventualitätsmodell die darin kritisierte Kausallogik nicht auf. Eine radikalere Aufhebung würde nicht nur bei der Imagination kontrafaktischer Kausalreihen stehen bleiben, sondern müsste in Rechnung stellen, dass komplexe Phänomene sich diskontinuierlich verhalten können, da sie auf einer Vielzahl simultaner Prozesse beruhen, die wechselseitig aufeinander einwirken, so dass der Gesamtverlauf mal diese, mal jene Wendung nehmen kann, zugleich zu jedem beliebigen Zeitpunkt in eine unvorhergesehene Richtung umgelenkt, in eine vollkommen andere Gestalt umgewandelt werden oder plötzlich abbrechen kann. Eine probabilistische Einhegung des Unvorhergesehenen, um wenigstens aus der Geschichte das lernen zu können, was sehr wahrscheinlich sein dürfte, greift nur bedingt. So sind selbst mathematische Wahrscheinlichkeitsstatistiken nicht in der Lage, ähnliche, sich wiederholende, aber voneinander unabhängige Erscheinungen vorauszuberechnen. Der Militärstatistiker Roger Mexico, der in Thomas Pynchons Roman »Gravity's Rainbow« (1973) die Einschläge der V2-Raketen in London zählt und kartographiert, muss seinen Vorgesetzten enttäuschen: Einen sicheren Ort könne er nicht berechnen. Jedes Quadrat habe die gleiche Chance, erneut getroffen zu werden.



Abb. 5, linke Bildhälfte
(Ausschnitt)

Die Emergenz des Untergangs

Einen Fortschritt des Wissens, gar eine Annäherung an die Wirklichkeit lässt die Geschichte der Untergangstheorien nicht erkennen, vielmehr scheint man sich fortwährend nur im Kreis zu drehen. »Why Rome fell« – Edward Lucas White hat 1927 hierfür fünf »äußere« und fünfzehn »innere« Ursachen angegeben.²⁸ Die

²⁷ FRANK MIELE, A Quick and Dirty Guide to Chaos and Complexity Theory, in: Skeptic Magazine 8/3 (2001), www.skeptic.com/archives46.html (inges. am 28.5.04).

²⁸ EDWARD LUCAS WHITE, Why Rome fell, New York 1927.

Liste lässt sich ohne weiteres um ein Vielfaches verlängern. Allein Demandts »Faktoren« reichen von »Aberglaube« bis »Zweifrontenkrieg«, die Liste umfasst neben den bereits erwähnten Ursachen auch »Bevölkerungsdruck«, »Bodenerschöpfung«, »Duckmäuselei« und »Führungsschwäche«, »Geldknappheit«, »Gladiatorenwesen« und »Homosexualität«, »Hybris«, »Inflation«, »Kulturneurose«, »Militarismus« und »Pazifismus«, »Quecksilberschäden«, »Regenmangel«, »Resignation«, und »Ruin des Mittelstandes«, »Schlemmerei«, »Seuchen«, »Slawenangriffe« und »Steuerdruck«, »Umweltzerstörung«, »Verarmung«, »Wehrdienstverweigerung« und »Zentralismus« – um nur einige Beispiele zu nennen.

Demandts Liste zeigt die Aporie der Kausallogik. Weder einzelne noch alle Faktoren zusammen können den Untergang erklären. Ob man weitere hinzufügt – etwa die oben erwähnte Medienthese Siegerts –, ob man einige auswählt, sie reduziert, ineinander überführt oder voneinander ableitet, ob man sie gewichtet, hierarchisch staffelt oder in ein Beziehungsgeflecht bringt, das Ganze, der Untergang, scheint aus ihnen jedenfalls nicht deduzierbar. Einzelne Faktoren wie etwa die missglückte Integration der Germanenstämme sind freilich nicht zu bestreiten, in ihrer Allgemeinheit aber zu pauschal und als Erklärungsmuster daher unbefriedigend. Eine Entscheidung zwischen konkurrierenden Faktoren, die sich teilweise widersprechen, teils sogar gegenseitig ausschließen, bleibt willkürlich. Multikausalitäten, die einen Teufelskreis bilden, versuchen zwar Komplexität in Rechnung zu stellen, sind aber als Geflecht von Wechselwirkungen oft tautologisch und erklärungsleer. Ob wir die Schwäche Roms aus der Stärke der Barbaren ableiten oder umgekehrt, den Machtschwund der kaiserlichen Zentralgewalt aus dem Machtzuwachs der präfeudalen Grundherren oder *vice versa*, den Rückgang des Handels aus der zunehmenden Selbstversorgung oder andersherum, bleibt letztlich unentscheidbar.²⁹ Lineare, sich schneidende Kausalketten ließen sich auf diese Weise jedenfalls nicht bestimmen.

Selbst eine Staffelung oder Gewichtung einzelner Ursachen hilft nicht weiter. Die Suche nach der *causa causarum* ließe sich *ad infinitum* weiterführen und wird daher meist an einem bestimmten Punkt abgebrochen, der letztlich beliebig bleibt. Der Untergang Roms ist also immer *mehr* und zugleich *weniger* als die Summe einer wie auch immer definierten und relationierten Ursachenmenge. Insofern bleibt er ein emergentes Phänomen, das



Abb. 5, rechte Bildhälfte
(Ausschnitt)

²⁹ Vgl. DEMANDT, Der Fall Roms (Fn. 4), 551.

aus der Perspektive der Kausallogik unerklärlich bleiben muss. Emergenz – hier bezogen nicht auf den Aufbau, sondern den Abbau eines komplexen Gebildes, der nicht auf die dafür angegebenen Ursachen zurückgeführt werden kann. Dem Althistoriker Karl Christ ist daher nicht zu widersprechen, wenn er vom Fall Roms behauptet: »Das historische Problem selbst aber wird wohl nie ›gelöst‹ werden.«³⁰ Solange man so denkt, wird der obsessive Lösungsdrang der Kausallogik der Minderwertigkeitskomplex des Historikers bleiben. Aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive betrachtet, ließe sich dieser Befund auch als Paradox fortschreitender Erkenntnis formulieren: Erkenntnisfortschritt könne dann nur darin liegen, zu erkennen, dass es keinen Erkenntnisfortschritt gebe. Das wäre allerdings lediglich für diejenigen ein Problem, die nicht anerkennen wollen, dass vermeintliche historische Rätsel sich nicht *lösen* lassen wie die Berechnung der Planetenbahnen oder die Entzifferung des menschlichen Genoms, sondern allenfalls durch elegantere, spannendere Fragen *abgelöst* werden können.

Der Untergang des Untergangs

Angesichts einer solchen aporetischen Lage wundert es nicht, wenn viele die Frage nach dem Untergang Roms und seiner Ursachen als falsch gestellte Frage, als Scheinproblem betrachten. So wendet sich Peter Brown ausdrücklich gegen eine »Rhetorik des Wandels«. Wo Gibbon, Rostovtzeff und andere »Krisen«, »Verfall« und »Untergang« erblicken, sieht er eine »geordnete«, eine »überraschend schöpferische« und kreative Welt. In »The Making of Late Antiquity« (1978) geht es Brown um das konkrete Leben der spätantiken Menschen, ihre »Codes« und »Stile«, mit deren Hilfe sie die Beziehungen untereinander und zu den Göttern organisierten.³¹ Im Vorwort zu Browns Buch schreibt Paul Veyne, dem Autor sei nicht daran gelegen, nach Kausalitäten zu fragen, sondern Lebensstile zu beschreiben, die auf die engen Bindungen sozialer und geistiger Umwälzung verwiesen, welche sich nicht auf das oberflächliche Verhältnis von Ursache und Wirkung reduzieren ließen. Solche »Stile« könne man beschreiben, über das »Warum« wüssten wir jedoch schlechterdings nichts, kausale Erklärungen seien ebenso nutzlos wie unmöglich. In der Willkürlichkeit des

30 KARL CHRIST, »Decline and Fall ...« (Rezension zu Alexander Demandt, *Der Fall Roms*, 1984), in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985) 641–647, hier 646.

31 PETER BROWN, *Die letzten Heiden. Eine kleine Geschichte der Spätantike* (1978), Aus dem Englischen v. Holger Fließbach, Berlin 1978.

»Stils«, wie ihn Brown beschrieben habe, sieht Paul Veyne die Artikulation der Natur des Menschen. Paul Veyne gibt sein Menschenbild hier als das einer offenen Anthropologie zu erkennen: Der Mensch sei »ein unbestimmtes, unfertiges Wesen«: »Man sieht ihn bald unversöhnlich in seinem Stil des Augenblicks, entschlossen, alles kurz- und kleinzuschlagen, bald seine Haltung ändernd und alles vergessend, was er noch eine Minute zuvor gedacht hat: Willkür und Spontaneität.«³² Die Willens- und Handlungsfreiheit des Menschen ist es also, die ein Sprechen von geschlossenen Geschichtskausalitäten falsifizieren soll. Ähnlich argumentiert Uwe Walter, wenn er gegen alle Versuche, den Zufall aus der Historie zu entfernen, an die »humane Dimension« von Geschichte, die eben auch das Scheitern rationaler Planung kenne, erinnern möchte.³³ Indes bringt Veynes antikausalistischer Reflex weniger eine Anthropologie der Offenheit zutage als eher ein düsteres Menschenbild, wenn Spontanität und Willkür tendenziell als Launenhaftigkeit und aggressive Unberechenbarkeit ausgewiesen werden.

Browns Untersuchung, darauf weist Veyne im Vorwort hin, zeige den Übergang von einem höflich-souveränen Stil der Herrschaftsausübung zum pompösen, hierarchischen Stil im Ostreich. »Es geht«, so Veyne, »um Wandel, nicht um Niedergang. Der vielbeschriebene »Niedergang und Verfall des römischen Reiches« ist eine nachträgliche Illusion, die Projektion moderner oder zeitgenössischer Ideologie und eine nutzlose Kausalerklärung.«³⁴ Statt nach Kausalitäten zu fahnden, gilt es für Veyne und Brown, Warum-Fragen in Wie-Fragen zu überführen. Nicht nach Ursachen, sondern nach Funktionen soll gefragt werden. Kausalitätsmodelle – so scheint es – haben ausgedient. Solche Ansätze, wie sie Brown und Veyne vertreten, können sich dabei mühelos auf traditionelle Positionen innerhalb der Erklären-Verstehen-Debatte berufen, wonach menschliches (und damit geschichtsrelevantes) Handeln intentional oder teleologisch zu erklären sei und nicht kausal, weil dadurch die Freiheit des Menschen geleugnet werde.³⁵ Geschichte könne nach dieser Auffassung nicht *erklärt*, sondern nur *verstanden* und dann beschrieben und erzählt werden. Narration wird hier zum kleinsten gemeinsamen Nenner der Geschichtstheorie.

Ist die Kausallogik einmal aufgebrochen, lässt sich nun auch die eine »große Frage« nach dem Untergang in mehrere »kleinere«, eingrenzbarere Fragen zerlegen. Eine solche Frage wäre zum Beispiel

32 PAUL VEYNE, Vorwort, in: BROWN, Heiden (Fn. 31) 7–18, hier 17 f.

33 UWE WALTER, Kontingenz – ein blinder Fleck im Gesichtsfeld des Historikers, Manuskript eines Vortrags, gehalten am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt a. M. Juli 2003.

34 VEYNE, Vorwort (Fn. 32) 11 f.

35 Vgl. THOMAS HAUSSMANN, Erklären und Verstehen: Zur Theorie

und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum deutschen Kaiserreich 1871–1918, Frankfurt a. M. 1991.

die nach der Transformation des politischen Systems im Westen aufgrund der faktischen Entmachtung des Kaisers durch usurpierende Heermeister im ausgehenden 4. Jahrhundert. Schränkt man so den Focus auf den militärischen und administrativen Zusammenbruch ein, dann ist es »nutzlos«, wie Veyne schreibt, »ganze Armeen von Kausalketten aufzubieten: Was der Erklärung bedarf, sind die Niederlagen und Unbotmäßigkeiten von ein paar zehntausend Militärs, nicht aber der angebliche Zusammenbruch einer ganzen Welt.«³⁶ Im Rahmen solcher Parzellierungen gerät der »Untergang« zur bloßen Hülle und kann fortan in Anführungszeichen gesetzt werden.

Lässt sich der Objektbereich auf diese Weise verkleinern, so kann er in anderer Hinsicht auch erweitert werden, insbesondere durch die Einbeziehung wahrnehmungstheoretischer Dimensionen. In diesem Sinn plädierte Walter Goffart schon 1981 für die stärkere Berücksichtigung von Selbstwahrnehmungen der Zeitgenossen als »Römer« oder »Germanen«, um den Wandel solcher Selbstverständnisse als Teil geschichtlicher Veränderung in den Blick zu bekommen.³⁷ Die Unterscheidung von Selbst- und Fremdwahrnehmung gehört inzwischen zum guten Ton der Ethnogenese-Forschung. Wahrnehmungsgeschichtliche Ansätze, wie sie heute üblich sind, ließen sich darüber hinaus sozialgeschichtlich erweitern. Reizvoll wäre es beispielsweise, Luhmannsche Analysetechniken der Korrelation von Semantik und Gesellschaftsstruktur für den Bereich spätantiker Untergangsemantiken zu probieren. Von dieser Theorieperspektive aus betrachtet, wäre es ebenfalls attraktiv, »Verfall« und »Untergang« als Evolutionsphänomene zu behandeln, als soziale Ausdifferenzierungen politischer oder religiöser Kommunikationen nach dem Schema Variation-Selektion-Stabilisierung. »Untergänge« systemischer Zuordnung wären dann als nicht-gelungene Restabilisierungen variierender Kommunikationen vielleicht präziser zu beschreiben und zu reformulieren. Inzwischen liegen also ausreichend Angebote postkausalistischer Ansätze vor, so dass Emergenzprobleme und Kausalaporien der oben genannten Art ohne Schwierigkeiten umgangen werden können.

Evolutionstheoretische Überlegungen³⁸ hätten zudem den Vorteil, Zufälle als geschichtsrelevanten Faktor systematisch aufnehmen zu können, ohne dabei traditionelle Theorieprobleme mitschleppen zu müssen. Eine konzeptionelle Integration als Perspek-

36 VEYNE, Vorwort (Fn. 32), 12.

37 WALTER GOFFART, Rome, Constantinople and the Barbarians, in: American Historical Review 86 (1981) 275–306.

38 Vgl. hierzu – gedächtnis- und evolutionstheoretische Ansätze miteinander kombinierend – RAFFAELE DE GIORGI, Rom als Gedächtnis der Evolution, in: Rg 4 (2004) 142–161.

tivbegriff³⁹ – etwa auf der Ebene der Irritationen und Variationen – entspräche einem dritten Weg zwischen der Eliminierung und Marginalisierung des Zufalls auf der einen Seite und der Annahme, Geschichte werde immer nur als etwas Zufälliges erfahren, auf der anderen Seite. Zum einen käme man heraus aus der faulen Alternative, den Zufall als lediglich epistemisch bedingt, d. h. als nur unserem Unwissen geschuldet, zu entfernen oder aber ihn als zwar vorhanden, jedoch nicht verallgemeinerbares, nicht bedeutsames Faktum zu isolieren. Man bräuchte ihn weder »durch immer erneutes Fragen nach Ursachen und Gründen, nach strukturellen Bedingungen und persönlichen Umständen so sehr ins Wanken zu bringen und soweit einzugrenzen, daß er seine ›Unausweichlichkeit ebenso wie seine sinnstiftende Konsistenz‹ verliert.«⁴⁰ Noch müsste man den Zufall aus jeglicher rationalen Interpretation von Geschichte herausnehmen, weil man aus ihm nichts lernen könnte – wie Kleopatras Nase, mit der die Ägypterin angeblich Antonius den Kopf verdreht habe.⁴¹ Zum anderen aber könnte eine Position vermieden werden, die es dabei belässt, zu sagen, dass wir ohnedies »ja Geschichte gerade im Zufälligen und Überraschenden« erleben.⁴² Zu schwach ist ebenfalls der Verweis auf die Offenheit der Zukunft.⁴³ Sie kann trügerisch sein, wenngleich die Hoffnung immer zuletzt stirbt. Aus evolutionstheoretischer Perspektive würde es dagegen ausreichen, den Zufall als reine Gegenwarts-kategorie zu verstehen, als etwas, das gerade durch seine Ahistorizität im Sinne einer doppelten Unableitbarkeit aus Vergangenheit und Zukunft das spezifisch Geschichtliche ausmachen kann.⁴⁴

Die Permanenz des Untergangs

Trotz der Kritik an den klassischen Modellen ist die Rede vom »Untergang Roms« bis heute nicht verschwunden, auch nicht bei professionellen Historikern, was Titel wissenschaftlicher Publikationen wie »The Fall of Rome and the Triumph of the Church« oder »After Rome's Fall« zeigen.⁴⁵ »Did Rome fall, or was it only transformed?« fragt Walter Pohl. »Was the Empire destroyed by barbarians, or was its decay inevitable for internal reasons?«⁴⁶ Obwohl inzwischen differenzierter nach Transformationen gefahndet wird, ist es nicht die Vielzahl einzelner Umwandlungsprozesse, die fasziniert, sondern die von Dramatik und Theatralik begleitete

39 So auch REINHART KOSELLECK, Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung, in: DERS., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, 158–175, hier 158.

40 HELMUT NEUHAUS, Der Historiker und der Zufall, in: *Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag*, hg. von FRANK-LOTHAR KROLL,

Paderborn u. a. 1996, 61–80, hier 69; Zitat im Zitat: JOHANNES KUNISCH, *Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettpolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges*, München, Wien 1978, 94.

41 CARR, *Geschichte* (Fn. 25) 105.

42 CHRISTIAN MEIER, Der Zufall in Geschichte und Historie, in: *Zufall. Mainzer Universitätsgespräche*

1994/95, hg. von MANFRED EIGEN, Mainz 1995, 105–125, hier 123 f.

43 Vgl. MEIER, *Zufall* (Fn. 42) 124.

44 Hierin könnte man zwanglos an KOSELLECK, *Zufall* (Fn. 39), 159, anschließen, wenn er den Zufall »temporal gesprochen« ebenfalls als »reine Gegenwarts-kategorie« definiert und ausführt: »Wo immer der Zufall historiographisch bemüht wird, indiziert er eine mangelhafte Konsistenz der Vor-gegebenheiten und eine Inkommensurabilität ihrer Folgen. Gerade darin kann das spezifisch Geschichtliche erhalten sein.«

45 JAROSLAV PELIKAN, *The excellent Empire. The Fall of Rome and the Triumph of the Church*, San Francisco 1987; *After Rome's Fall. Narrators and Sources of Early Medieval History. Essays presented to Walter Goffart*, hg. von ALEXANDER C. MURRAY, Toronto u. a. 1998.

46 WALTER POHL, Introduction: The Empire and the Integration of Barbarians, in: *Kingdoms of the Empire. The Integration of Barbarians in Late Antiquity*, hg. von DEMS., Leiden u. a. 1997, 1–11, hier 1.

Vorstellung, dass ein irgendwie großes Etwas irgendwie zusammenge­stürzt, auseinandergefallen oder versunken sei. Was immer noch durch die Köpfe (auch der Historiker) spukt, was selbst nach dem Ende aller theologischen oder philosophischen Überhöhungen übrig geblieben ist, sind verschwommene metaphorische Assoziationen von verblühter Vitalität, von Morbidität und Stärke, von Macht und Agonie, ausgedrückt in Metaphern eines übergewichtigen, taumelnden Riesen oder eines germanenüberfluteten havarie­renden Schiffes, oder personifiziert durch einen lüsternden Caligula, einen beim Blick über das brennende Rom auf der Harfe klimpernden Kaiser Nero (natürlich gespielt von Peter Ustinov) oder durch einen erschöpften, müden Krieger wie Ridley Scotts »Gladiator«. Noch immer scheint das Bild der Spätantike von solchen Resten melancholisch-tragischer Untergangsästhetiken gefärbt zu sein.

Nicht nur ist die Untergangsthematik in verschiedener Form präsent geblieben, vielmehr erlebt sie derzeit geradezu eine Renaissance. »Heute, da nur eine einzige imperiale Weltmacht geblieben ist, und angesichts neuer Fundamentalismen«, sei Gibbons »Verfall und Untergang des römischen Imperiums« – so heißt es im Klappentext der neuen deutschen Ausgabe – »aktueller denn je«. ⁴⁷ Washington als neues Rom, Bush als Imperator, die neue Weltordnung als *pax americana* – populäre Geschichtsvergleiche verleihen dem »Untergang Roms« einen atemberaubenden Aufschwung. Eine Hochkonjunktur, die so lange anhält, wie man schon erste Anzeichen eines »Niedergangs« der amerikanischen Weltmacht zu erkennen glaubt, ⁴⁸ gleichgültig, ob ein solcher »Untergang« gefürchtet oder herbeigewünscht wird. Und, siehe da, die Frage nach möglichen Vorzeichen für den »Fall Amerikas« lässt auch die längst tot geglaubte Frage nach den *Ursachen* für den »Fall Roms« wieder auferstehen. So bemängelt ein Rezensent an Peter Benders Monographie »Weltmacht Amerika – Das neue Rom« (2003), dem Leser fehle »die Schilderung des Niedergangs und des Zerfalls des Römischen Reiches« wie auch »der Blick auf den denkbaren oder gar voraussichtlichen Abstieg der Weltmacht USA«. ⁴⁹

Wieder einmal wird klar, dass Geschichte kein abgeschlossenes Vergangenes, sondern eine *Referenzfolie* der Gegenwart darstellt. Angesichts verschiedener Versuche, die Zeit der Völkerwanderung und den »Fall Roms« für gegenwärtige Immigrationspolitik zu



Abb. 6, linke Bildhälfte
(Ausschnitt)

⁴⁷ GIBBON, Untergang (Fn. 18).

⁴⁸ PAUL KENNEDY, Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000 (1987), Frankfurt a. M. 1989; EMMANUEL TODD, Weltmacht USA: ein Nachruf, München, Zürich 2003.

⁴⁹ SIEGFRIED SCHWARZ, Rezension zu: PETER BENDER, Weltmacht Amerika – Das neue Rom, Stuttgart 2003, in: H-Soz-u-Kult,

1.10.2003, hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-4-003 (inges. am 28.5.04).

instrumentalisieren, stellt Patrick J. Geary zu Recht mürrisch fest: »Presumably, some want to see contemporary history as a re-enactment of the fall of the Roman Empire and hope to find in the lessons of the past a means of preventing contemporary European civilization from being destroyed by new barbarian hordes.«⁵⁰ Das Ende Roms und das Ende Europas sind schon oft vergleichend thematisiert worden. Demandt bildet keine Ausnahme, für das zeitgenössische Europa diagnostiziert er ein »anhaltendes Krisengefühl«, das »dem Fall Roms seine innere Nähe zu unserer Zeit« sichere. Über die »Restpräsenz der Antike« heißt es: »In den vergangenen Jahrhunderten war sie eine Bildungsmacht. Nun wird sie zum Konsumartikel vermarktet. Das Ende der antiken Kultur findet zum zweiten Mal statt.«⁵¹ Ein kulturkritisches Bedauern schwingt mit, ein Bedauern der Art, wie es der Berliner Althistoriker selbst am Untergangmodell Oswald Spenglers beobachtet hat.

Dass Geschichte eine *Referenz* der Gegenwart ist, zeigen die über 500 von Demandt untersuchten Erklärungsversuche auch und gerade auf einer weiteren Beobachtungsebene. Die Kontingenz der Geschichte spiegelt sich in ihnen als Kontingenz der Geschichtsschreibung wider. Zwar mögen sie nicht bloß willkürlich oder austauschbar sein, auf jeden Fall aber sind sie genauso wenig notwendig wie die Geschichte, die sie erzählen. Schon allein die nie gleiche Verwendungsweise des Kontingenzbegriffes kann dies verdeutlichen. Wird er im heutigen populären Wissenschaftsjargon zumeist benutzt, um Grenzen des rationalen Verstehens und planenden Handelns anzudeuten, wurde mit ihm im Historismus des 19. Jahrhunderts eher ein neues Bewusstsein menschlicher Freiheit und des geschichtlichen Eigenrechts der Individuen assoziiert.⁵² Wenn die Kontingenzhaftigkeit der Geschichtsschreibung dafür sorgt, dass auch immer andere Untergangserklärungen möglich sind, dann wird über das Ende Roms so lange geschrieben werden, wie es Geschichtsschreibung gibt. Das Ende eines geschichtlichen Zusammenhangs scheint also ebenso wenig greifbar zu sein wie dessen Anfang. Ein vollständiges Verstehen, so könnte man sagen, setzt voraus, dass es keine Zukunft mehr gibt, dass die Geschichte zu einem Ende gekommen ist. Solange Historiker an die Geschichte, die sie schreiben, gefesselt sind, bleiben sie dazu verdammt, Rom immer wieder untergehen zu lassen, ohne zu wissen warum.



Abb. 6, rechte Bildhälfte (Ausschnitt)

Michael Kempe

50 PATRICK J. GEARY, *The Myth of Nations, The Medieval Origins of Europe*, Princeton, Oxford 2002, 11.

51 DEMANDT, *Der Fall Roms* (Fn. 4), 623 f.

52 Zum Kontingenzbegriff des Historismus vgl. FRIEDRICH JAEGER, *Geschichtsphilosophie, Hermeneutik und Kontingenz in der Geschichte des Historismus*, in: *Geschichtsdiskurs*, Bd. 3: Die

Epoche der Historisierung, hg. von WOLFGANG KÜTTLER, JÖRN RÜSEN u. ERNST SCHULIN, Frankfurt a. M. 1997, 45–66.